

KATHY

Fokus

Auf Spurensuche nach dem Reich Gottes

«Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»

Jugend

Andersgläubigen
mit Toleranz
begegnen

Interview

Gemeinsame Wurzeln und
gegenseitiger Respekt

Reportage

Eine Reise zu den Inuit
im nördlichsten Kanada



Liebe Leserinnen und Leser

Die Frage «Was ist Wahrheit?» ist wohl eine der ältesten und tiefgründigsten Fragen, welche die Menschheit je gestellt hat. Sie wurde von Pontius Pilatus an Jesus Christus gestellt und ist seitdem ein zentrales Thema in Philosophie und Religion.

Eng verbunden mit der Wahrheitsfrage ist die Suche nach dem persönlichen Heil, der erstrebenswerten Glückseligkeit.

Im Christentum wird Wahrheit als absolute und unveränderliche Realität verstanden, die in Gott verkörpert ist. Jesus Christus sagte von sich selbst: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben» (Joh 14,6). Für Christen ist die Wahrheit also nicht nur eine abstrakte Idee, sondern auch eine lebendige Realität, die in der Person von Jesus Christus verkörpert ist.

In der vor Ihnen liegenden Ausgabe von KATHY gehen wir der Frage nach, wie verschiedene Religionen das Miteinander im interreligiösen Zusammensein sehen, wie es konkret im Hier und Jetzt gelebt wird.

Um auf Spurensuche nach Wahrheit gehen zu können, ist es wichtig, sich des eigenen Glaubensverständnisses bewusst zu werden und zu sehen, wie wir als katholische Kirche den Beziehungsstatus zu den anderen Religionen und Konfessionen aufgrund der Sendung von Jesus Christus verstehen und wie wir als Gesprächspartner wahrgenommen werden.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre.

Benedikt Wey, Pastoralraumpfarrer

Kaleidoskop Seite 3

Fokus Seite 4

«Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»

Auf Spurensuche nach dem Reich Gottes

Interview Seite 8

Gemeinsame Wurzeln und gegenseitiger Respekt

Zusammenleben von Juden, Christen und Muslimen

Jugend Seite 13

Andersgläubigen mit Toleranz begegnen

Religiöse Vielfalt im Klassenzimmer

Reportage Seite 15

Eine Reise zu den Inuit im nördlichsten Kanada

Das vergessene Dorf

Spiritualität Seite 19

Hinter einem Schleier des Nichtwissens

KATHYS Tipp Seite 21

Agenda Seite 22

Kolumne Seite 23

BILDNACHWEIS NACH SEITEN

1	Artur Synenko / Alamy	12	Martin Heini
2	Marcel Bucher	13	Benno Bühlmann
3	Helena Jeppesen-Spuhler	15	Lucas Eiholzer
4	incamerastock / Alamy	16	Andreas Egger
6	Mohamed Abdelrazek / Alamy	17–18	Lucas Eiholzer
7	Tim Graham / Alamy	19	Hector Christiaan / Alamy
8	Carlos Gabriel Fernandez / shutterstock	21	Lucas Eiholzer
10	Meir Shitrit	22	Lucas Eiholzer, Myriam Bühlmann, Ecuador Brass Band, Ursula Kälin
11	Franziska Loretan	23	Paul Brown / Alamy

IMPRESSUM

Herausgeber:	Pastoralraum Horw Neumattstrasse 3 CH-6048 Horw	Telefon +41 41 349 00 60 info@kathhorw.ch www.kathhorw.ch
Chefredaktion:	Martin Heini, Projekte & Kommunikation Pastoralraum Horw	
Gestaltung:	Daniel Eicher, Eicher Design AG	
Korrektur:	Franziska Landolt, 1-2-fehlerfrei	
Druck:	Brunner Medien AG	
Auflage:	3900 Exemplare	
Erscheinungsweise:	4 Ausgaben pro Jahr – März, Juni, September und Dezember	
Alle Rechte vorbehalten.	Nachdruck, auch nur auszugsweise, ist nur mit Zustimmung des Pastoralraums Horw und mit Quellenangabe gestattet.	

KATHY geht um die Welt

In der letzten Ausgabe von KATHY berichtete Helena Jeppesen-Spuhler ausführlich über die Weltsynode vom vergangenen Oktober in Rom. Sie ist eine jener 54 Frauen mit Stimmrecht, die erstmals vom Papst an die Synode berufen worden sind. Kurz nach Erscheinen von KATHY schrieb sie der Redaktion folgende Mail:

«Ganz herzlichen Dank für das Zustellen der Zeitschrift KATHY. Sie ist sehr gelungen, attraktiv gestaltet mit sehr interessanten Beiträgen. Ich freue mich wirklich auch sehr über meinen eigenen Artikel, der nun so toll aussieht. Ich habe den Artikel fotografiert und per SMS an die Frauen auf dem Titelfoto geschickt: in die Wüste Syriens, ins Benediktinerinnenkloster nach Milano, nach Hongkong, in die Philippinen und nach Indien. Die Frauen waren alle hoch erfreut, dass sie auf der Titelseite eines Schweizer Pfarreimagazins <gelandet> sind.

Dann dachte ich mir: Diese schöne Titelseite maile ich auch an Kardinal Grech ins Synodenbüro – und habe dies gestern Abend getan. Wir müssen ja immer auch etwas für die Schweizer Sache in Rom werben und solch ausgezeichnete pfarreiliche Kommunikationsarbeit hilft dabei. Prompt schrieb der Kardinal in der Nacht aus den USA zurück (wo er gerade die Bischofskonferenz von Synodalität zu überzeugen versucht), gratulierte und fragte, ob ich ihm den Artikel mailen könne. Wäre es möglich, dass Sie mir den Artikel als PDF zuschicken, damit ich ihn Kardinal Grech weitersenden kann? Wenn ich Zeit habe, werde ich den Artikel auch auf Englisch übersetzen.

Weiter wäre ich froh, wenn ich weitere drei Exemplare der Zeitschrift bekommen könnte. Ich möchte gerne Kurt Koch und Kardinal Grech ein Exemplar mitbringen, wenn ich Mitte März nach Rom reise. Vielleicht auch ein Exemplar für die Schweizer Botschafterin beim Vatikan?

Herzliche Grüsse und nochmals ein grosses Danke
Helena Jeppesen»



Kardinal Mario Grech (r.) freut sich zusammen mit Bischof Felix Gmür über das persönliche Exemplar von KATHY, welches ihm Helena Jeppesen-Spuhler bei ihrem Treffen in Rom überreicht hat.

«Im Oktober stehen anspruchsvolle Themen auf der Agenda»

Kurz nach ihrem Treffen in Rom (sh. links) sprachen Helena Jeppesen-Spuhler und Kardinal Mario Grech am Rande seines Besuchs Ende März in der Schweiz über ihre Hoffnung für eine synodale Kirche. Das geteilte Echo auf die erste Etappe sei etwas Positives. Es zeige, dass die Diskussionen am Laufen seien.

Was bringt Sie nach Bern, Kardinal Grech?

Mario Grech: Freundschaft (lacht). Damit meine ich nicht nur jene mit meinen Freunden hier, sondern auch die Freundschaft mit Ihrer Kirche. Denn obwohl ich in Rom lebe, bin ich Teil der katholischen Kirche. Und die katholische Kirche ist auch in Bern präsent und in der ganzen Schweiz.

Die erste Etappe der Weltsynode letzten Oktober ist auf ein gemischtes Echo gestossen. Was erwarten Sie von der zweiten Etappe diesen Oktober?

Helena Jeppesen-Spuhler: Ich denke, dass wir vor allem an den schwierigen Fragen der Partizipation und an den Prozessen der Entscheidungsfindung arbeiten werden. Es geht um die grosse Frage: Was ist eine synodale Kirche? Was ist die Rolle des Papstes und die der Bischöfe? Was heisst Partizipation aller, insbesondere auch der Frauen?

Grech: Dass es ein gemischtes Echo gegeben hat, ist für mich etwas Positives. Das zeigt, dass die Diskussionen am Laufen sind. Das Schlimmste, was passieren könnte, ist, dass es keine Reaktionen gäbe. Auch Kritik ist wertvoll, denn sie erlaubt uns, tiefer in gewisse Themen einzutauchen.

Jeppesen-Spuhler: Ich denke, es gab auch deshalb gemischte Reaktionen, weil das Abschlussdokument ein Synthesedokument war ...

Grech: ... ein Übergangsdokument ...

Jeppesen-Spuhler: Genau, ein zusammenfassendes Dokument, das die unterschiedlichen Positionen in der Weltkirche wiedergibt und dabei sicherstellen muss, dass alle diesen Oktober wieder zusammensitzen und weiter diskutieren werden.

Was ist Ihre grösste Hoffnung für den Abschluss der Weltsynode im Oktober?

Jeppesen-Spuhler: Ich hoffe, dass wir aus der Schweiz synodale Erfahrungen einbringen können. Und dass wir auch weltweit bei gewissen Themen weiterkommen. Im Oktober soll es nicht um konkrete Themen – wie die Rolle der Frau – gehen, sondern um die grossen Fragen der Partizipation. Und das Thema der Partizipation ist ein transversales Thema, insbesondere die Partizipation der Frauen. (kath.ch)

«Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»

Auf Spurensuche nach dem Reich Gottes

Wieso soll ich Teil der Kirche sein? Genauso gut kann ich ja im Wald spazieren und dort in mich gehen. Hier komme ich zu mir. Da brauche ich niemand anderen. Solche oder ähnliche Äusserungen sind immer wieder hörbar. Wieso es die Kirche braucht, darauf geht dieser Artikel ein.

Studien zeigen immer wieder, dass die meisten Leute an Gott glauben. Viele sind überzeugt davon, dass Jesus Gott offenbart hat. Aber für einige ist es schwer zu verstehen, warum sie eine Kirche brauchen sollten, um an Christus zu glauben. Manche ärgert es und sie finden es schwer nachzuvollziehen. Sie denken, dass sich die Kirche, wenn es schon eine solche geben muss, anders präsentieren sollte.

Unweigerlich stellen sich folgende Fragen: Ist die Kirche zufällig entstanden oder wollte Christus sie? Ist es möglich, dauerhaft Christ zu sein, ohne Teil einer Kirche zu sein? Ist die Kirche heilsnotwendig für die Menschen?

Jesus Christus hat die Botschaft der Befreiung verkündet. Aber war das alles? War es wirklich notwendig, Jünger zu sammeln, ein gemeinsames Mahl einzuführen und eine Taufe, um in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden? Und wie gelangt diese Botschaft der Befreiung zu den Menschen?

Der Mensch – ein auf Gemeinschaft ausgerichtetes Wesen

Offensichtlich ging es Jesus um mehr: Der Mensch ist auf Gemeinschaft ausgerichtet. Die Sünde stört nicht nur die Beziehung zu Gott, sondern trennt auch die Menschen voneinander. Jesus möchte beides wiederherstellen: die Verbindung der Menschen mit Gott und untereinander. Beides ist eng miteinander verbunden. Ihm geht es nicht nur darum, Einzelne zu retten, sondern alle, die sich von ihm befreien lassen, zu einem Volk zu machen. Das ist das Herzstück seiner Botschaft: Gott wird immer über diese Welt herrschen und diejenigen, die an ihn glauben, werden sein Volk sein. So wird verständlich, warum Jesus immer wieder vom «Reich Gottes» und von der «Herrschaft Gottes» spricht.

Jesus predigte das Reich Gottes – gekommen ist die Kirche

Die Aussage des französischen Theologen Alfred Loisy (1857–1940) «Jesus predigte das Reich Gottes – gekommen ist die Kirche» stellt uns vor die Frage, wie nun die «Herrschaft Gottes» oder das «Reich Gottes» zur «Kirche» passt. Was Jesus mit dem Reich Gottes verkündete, bezog sich hauptsächlich auf die Beziehungen untereinander und zu Gott. Die Beziehung zu Gott spiegelt sich in den Beziehungen zu den Mitmenschen wider, insbesondere innerhalb der Gemeinde. «Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch

ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.» (Joh 13,34–35)

Die Kirche ist das Werkzeug, durch das Christus das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes in dieser Welt immer weiter verwirklichen möchte. Alle, die nach dem Willen Gottes streben, gehören zu diesem Gottesreich, auch wenn sie nicht zur Kirche gehören. Andererseits kann man in der Kirche sein, aber ausserhalb des Reiches Gottes stehen. Deshalb sagte Augustinus (354–430): «Es sind viele drinnen, die draussen sind; und viele draussen, die drinnen sind.»

Dass sich die Kirche nicht mit dem Reich Gottes gleichsetzt, zeigt sich daran, dass sie immer wieder betet: «Dein Reich komme.» Sie sieht sich im Dienst der Herrschaft Gottes und es darf nie nur um sie selbst gehen. Sie ist vorläufig und wird aufhören, wenn das Reich Gottes vollendet ist. Aber das wird erst am Ende der Zeiten sein. Die Kirche ist nur der Samen, der unscheinbare Anfang davon.

Das «schon» und «noch nicht» des Reiches Gottes

Ist das Reich Gottes bereits da oder kommt es erst noch? Die Antwort von Jesus auf diese Frage ist: «Das Reich Gottes ist (bereits) mitten unter euch» (Lk 17,21). Es ist bereits in ihm selbst gegenwärtig und wirkt in die Gegenwart hinein. Doch es ist noch nicht vollständig realisiert, solange Gottes Anspruch in der Welt nicht vollständig durchgesetzt ist. Alles, was Jesus sagte und tat, zielte darauf ab. In seinen Gleichnissen verkündete Jesus, dass es ein neues Gottesvolk geben wird, nicht mehr nur aus Juden wie im Alten Bund, sondern aus allen Völkern und Rassen. Diejenigen, die zuvor «nicht sein Volk» waren, werden nun als «Gottes Volk» betrachtet (vgl. 1 Petr 2,10). Jesus spricht von seinem «Neuen Bund», der ewig bestehen soll. Durch seinen Tod und seine Auferstehung verwirklicht er diesen neuen Bund, wie es die Worte beim Abendmahl zeigen: «Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird» (Lk 22,20).

Die Geburtsstunde der Kirche

Es gab keinen expliziten Moment, in dem Christus feierlich eine neue Gemeinschaft proklamierte, die sich vom Volk Israel abgrenzte. Doch seine gesamte Lehre, sein Wirken, seine Absichten und sein Auftrag (wie die Berufung der Apostel und Jünger) zielten darauf ab. Daher war es folgerichtig, dass diejenigen, die an ihn glaubten, auch nach seinem Tod und seiner Auferste-

hung weiterhin als das neue Volk Gottes zusammenstanden. Am Pfingsttag (Apg 2) trat diese junge Gemeinde erstmals in Erscheinung, ohne sich jedoch vom Volk Israel zu trennen. Etwa dreitausend Menschen liessen sich taufen und wurden Teil dieser Gemeinschaft (Apg 2,41). Damit war die Gründung der Kirche – wie diese Gemeinschaft fortan genannt wurde – abgeschlossen. Sie lebt und wächst in immer neuen Ortsgemeinden. Pfingsten war gewissermassen der Geburtstag der Kirche.



Die Mitgliedschaft in der Kirche wird nicht durch Grenzen oder Rassen, Kultur oder gemeinsame Sprache bestimmt.

Der Ursprung der Kirche liegt daher nicht bei einzelnen Menschen, die religiösen Gemeinschaftssinn aufbringen, sondern bei Christus selbst. Die Kirche ist mehr als die Summe derer, die sich gläubig zu Christus bekennen, und mehr als ein organisatorischer Zusammenschluss derer, die wollen, dass Jesu Sache weitergeht.

Gott ruft die Menschen

Die Mitgliedschaft in der Kirche wird nicht durch Grenzen oder Rassen, Kultur oder gemeinsame Sprache bestimmt. «Dort gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Juden oder Griechen, Beschneittenen oder Unbeschnittenen, Sklaven oder Freien. Christus ist alles und in allen» (Kol 3,11).

Man wird nicht automatisch Teil dieses Volkes, sondern es entsteht, indem der Ruf Gottes auf Menschen trifft, die diesem Ruf freiwillig folgen. Es gibt viele Beispiele dafür, wie Jesus Menschen beruft und wie diese alles stehen und liegen lassen, um ihm zu folgen.

Christus – Haupt der Kirche

Obwohl dieses Volk über die ganze Erde verstreut ist, besteht eine enge Gemeinschaft. Die Bibel verwendet dafür verschiedene Bilder: Gottes Ackerfeld, Gottes Bau (1 Kor 3,9); Gottes Tempel oder Wohnung (Eph 2,21 ff.); Herde (Joh 10,16); Weinberg (Mt 21,33); Weinstock (Joh 15,1-5). Besonders deutlich wird diese Einheit im Bild des einen Leibes in Christus. Die Gläubigen sind die Glieder dieses Leibes, die miteinander verbunden sind. Jedes Glied hat seine eigene Funktion (Röm 12,4 f.; 1. Kor 12,12 ff.).

Besonders das letzte Bild zeigt auch, wie diese Einheit zustande kommt: Christus bleibt das Haupt des Leibes. Er lebt und wirkt weiterhin in seiner Kirche. «Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt» (Mt 28,20). Jesus wollte nicht einfach eine Gemeinschaft gründen und sie dann alleine lassen. Er ist nicht wie Buddha oder Mohammed, die einen Grundstein legten und dann den Nachkommen alles Weitere überliessen. Der Geist Jesu bleibt lebendig in seiner Gemeinde. «Geist» meint hier nicht nur Ideen, sondern die Arbeit Jesu Christi in seiner Gemeinde. Nein, Christus bleibt durch den Heiligen Geist inmitten seiner Kirche. Seit seiner Himmelfahrt ist er den Menschen näher als zuvor. Gottes Geist lenkt die Kirche und wirkt in ihr. Er befähigt zu verschiedenen Aufgaben und Diensten. Er ist die innere Kraft, durch die Christus die ganze Kirche belebt und in ihr wirkt (vgl. Apg 1,8; 2,1-13). Er ist in den Ämtern, den Sakramenten und den Gebeten wirksam. Er führt die Kirche bei der Abfassung und später bei der Interpretation der Schriften, die fortan unter dem Namen «Neues Testament» für sie verbindlich sind. Er wirkt in den verschiedenen Charismen (Gnadengaben), durch die einzelne Glieder der Kirche für besondere Dienste befähigt werden (vgl. 1 Kor 12,4-11). Das ist das Geheimnis der Kirche.

Extra ecclesiam nulla salus – Ausserhalb der Kirche kein Heil?

Diese Aussage geht auf Cyprian von Karthago (†258) zurück und hat bisweilen zu vielen Diskussionen, Verwirrungen und Missverständnissen geführt. Nur wenn wir das bisher Gesagte voraussetzen, wird das missverständliche Wort von der «allein seligmachenden Kirche» verständlich. Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. Der Weg dahin aber geht nur über den einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Christus (1 Tim 2,4 f.). Alle, die erlöst werden, werden es nur durch Christus, selbst wenn sie nie etwas von ihm gehört haben. Er selbst sagt: «...niemand kommt zum Vater ausser durch mich» (Joh 14,6). In diesem Sinn kann niemand nach seinem eigenen Gutdünken selig werden. Christus wirkt in seiner Kirche weiter und vermittelt durch sie die Erlösung.

Christus selbst betont die Notwendigkeit des Glaubens und der Taufe für das Heil (Joh 3,5; Mk 16,16) und damit die Notwendigkeit der Kirche, in die man durch die Taufe eingegliedert wird.

Kirche als Heilsmöglichkeit und Heilsnotwendigkeit

Das Zweite Vatikanische Konzil betont zwei Aussagerichtungen: Es hebt einerseits die Heilsmöglichkeiten für alle Menschen hervor und andererseits die traditionelle Lehre von der Heilsnotwendigkeit der Kirche. Beide Aussagelinien grenzen unmittelbar aneinander. So heisst es in der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu nichtchristlichen Religionen:

«Die katholische Kirche verwirft nichts von dem, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst be-

trachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Gebote und Lehren, die zwar in vielem von dem abweichen, was sie selber festhält und lehrt, jedoch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit wiedergeben, die alle Menschen erleuchtet. Unablässig aber verkündet sie und muss sie verkündigen Christus, <der Weg, die Wahrheit und das Leben> [Joh 1,6] ist, in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat. Deshalb fordert sie ihre Kinder auf, mit Klugheit und Liebe, durch Gespräche und Zusammenarbeit mit den Anhängern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter sowie jene soziokulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anzuerkennen, zu wahren und zu fördern.» (Nostra aetate 2)

Die Heilsnotwendigkeit der Kirche besagt nicht, dass einer, der ohne eigene Schuld ausserhalb der Kirche steht, von Gott verworfen wird. Es ist ein Glaubenssatz der Kirche, dass kein Mensch ohne eigene Schuld verloren geht. Die meisten Menschen ausserhalb der Kirche haben den verpflichtenden Anspruch nie erkannt, sie sind also schuldlos. Auch der gläubige Jude, Mohammedaner, Hindu und Buddhist, der nach seinem Glauben lebt, der Gott aus ehrlichem Herzen sucht, erlangt das ewige Heil. Das sagt das Zweite Vatikanische Konzil ausdrücklich in der Konstitution über die Kirche (Lumen gentium Nr. 16). Das gilt selbst für Menschen, die nicht einmal zur Anerkennung Gottes kommen, ja selbst für Atheisten, die recht zu leben versuchen und das tun, was ihr Gewissen ihnen vorschreibt. Wer



Jesus vergleicht die Gemeinschaft mit dem Weinstock: «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen.» (Joh 15,5)

den Willen Gottes – wenn auch unbewusst – sucht, hat eine Ausrichtung auf Christus und auf die Kirche hin. Er erfährt die Gnade der Erlösung durch sie. Statt «ausserhalb der Kirche kein Heil» müsste man besser positiv formulieren: Alle kommen durch die Kirche zum Heil, weil in ihr Christus wirkt und handelt.

Christusbegegnung im Dialog mit dem Anderen

Die Konzilsaussage, wonach zwar ausserhalb der Kirche vielfältige Elemente der Wahrheit und Heiligung zu finden sind (Lumen gentium 8), jedoch immer nur fragmentarisch, stellt uns vor die Frage, ob Mitglieder der katholischen Kirche allen anderen überlegen sind. Und bin ich als Christ gegenüber allen anderen nicht ausschliesslich in der Rolle des Gebenden, weil ich ihn zu Christus hinführen soll? In der Taufe haben wir die Berufung und Sendung erhalten, das weiter zu verströmen, was wir empfangen haben. In diesem Geben werden wir zu Empfangenden, ja gar zu Beschenkten. Willibald Sandler beschreibt in einem Artikel dieses dialogische Geschehen wie folgt:

«Der Mensch findet im Geben zu sich, er findet im Geben zu Gott, er findet im Geben Jesus Christus. Er findet Jesus Christus im Anderen. Und das bedeutet empfangen. Es ist geradezu ein Kriterium für rechtes Geben, dass ich den Anderen nicht als einen bedürftig Empfangenden erlebe, sondern dass sich mir in meinem Geben der Reichtum des Empfängers erschliesst. Ich kann ihm Gott nur <bringen>, indem ich seine eigenen Fähigkeiten, Gott zu finden, belebe. Es kann sein, dass ich [seiner] Gaben, Gott wahrzunehmen und ihn anzunehmen, brachliegen oder verschüttet sind. Indem ich ihm helfe, diese Begabungen freizulegen, werden sie auch für mich fruchtbar. Auch im Nichtchristen ruht eine ganz besondere, ihm von Gott verliehene, Fähigkeit, Gott wahrzunehmen. Wo seine Fähigkeit sich mit meiner Fähigkeit verbindet, werde auch ich Gott in reicherem Masse wahrnehmen. So erfahre ich mich in meinem Geben unversehens als Empfangenden. Der Einsatz für den Anderen in Dialog und tätiger Hilfe gelangt dann an sein Ziel, wenn ich nicht mehr bloss Gebender bin und der Andere nicht mehr bloss Empfangender ist, sondern wenn wir beide uns miteinander als von Gott beschenkt erfahren. Auch in Bezug auf den Anderen ausserhalb der Kirche gilt: Christus begegnet mir im Anderen. Und Christus begegnet uns in unseren Begegnungen.»

Benedikt Wey

Quellen:

- K. Berger, Kann man auch ohne Kirche glauben?, Gütersloh 2000
- M. Kehl, Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie, Würzburg 2001
- F. Krenzer, Morgen wird man wieder glauben. Eine katholische Glaubensinformation, Limburg 2000
- A. Knapp, M. Wolfers, Glaube, der nach Freiheit schmeckt, Freiburg, Basel, Wien 2013
- K. Rahner, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums, Freiburg 1984
- W. Sandler, Ausserhalb der Kirche kein Heil? In: W. Guggenberger / P. Steinmair-Pösel (Hg.), Religionen – Miteinander oder Gegeneinander? Vorträge der sechsten Innsbrucker Theologischen Sommertage 2005, Frankfurt am Main 2006, 121-139
- T. Schneider (Hrsg.), Handbuch der Dogmatik, Bd. 1 u. 2, Düsseldorf 2000



Zusammenleben von
Juden, Christen und Muslimen

Gemeinsame Wurzeln und gegenseitiger Respekt

Nicht erst seit dem jüngsten Krieg in Nahost, seit Jahrhunderten bekämpfen sich Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft. Wobei religiöse Motive oft vermischt sind mit kulturellen und wirtschaftlichen Interessen. Wo aber finden wir für den interreligiösen Dialog und das gegenseitige Verständnis versöhnende Gemeinsamkeiten?

Eigentlich haben wir gemeinsame Wurzeln. Juden, Muslime und Christen zählen zu den drei abrahamitischen Religionen: Alle drei betrachten Abraham als ihren geistigen Stammvater, ihren «Vater des Glaubens». Die gemeinsamen Wurzeln haben nicht verhindert, dass seit der Entstehung dieser Religionen bis heute Eroberungskriege, Terror, Verfolgungen und Diskriminierungen im Alltag das Zusammenleben erschweren oder gar verhindern. Unwissen und Vorurteile bis hin zu Dummheit befeuern gegenseitigen Hass. In den Heiligen Schriften der drei abrahamitischen Religionen gibt es Aussagen über das Verhältnis dieser Religionen zueinander. Ihre Entwicklung im Lauf der Jahrhunderte, ihre Kenntnis und das Wissen um die gelebte Praxis können das gegenseitige Verständnis fördern. Judenfeindlichkeit und Islamfeindlichkeit sind weiter verbreitet als öffentlich sichtbar. Sensibilisierung für Aufklärung sind nötiger denn je. Wir haben sieben gleiche Fragen je einer Vertretung des Judentums, des Christentums und des Islam gestellt. Die Antworten erfolgten unabhängig voneinander schriftlich.

Für die jüdisch-orthodoxe Gemeinde Luzern – sie besteht seit mehr als 180 Jahren – hat **Meir Shitrit**, Luzern, unsere Fragen beantwortet. Shitrit ist Rechtsanwalt und Präsident der Jüdischen Gemeinde Luzern, die für ihre Mitglieder und für Gäste seit 1912 in der Bruchstrasse eine Synagoge und einen Gemeindesaal sowie die kleine Talmud-Hochschule Luzern unterhält.

Franziska Loretan-Saladin, Luzern, Dr. theol., unterrichtete bis im Sommer 2023 Predigtlehre und -praxis an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern; freiberuflich ist sie mit Predigtweiterbildung und Spiritualität unterwegs. Für die Predigtlehre liess sie sich inspirieren von Literatur, Poetik, Dramaturgie und journalistischem Schreiben. Sie ist seit 2015 Mitglied des Redaktionsteams von feinschwarz.net.

Petrìt Alimi, Kriens, ist Islam-Theologe, diplomierter Pflegefachmann HF und Pflegeexperte. Zusammen mit seiner Frau Ayla Alimi engagiert er sich seit vielen Jahren für ein respektvolles Zusammenleben aller Menschen in und um Luzern und für den konstruktiven interreligiösen Dialog. Nebenberuflich gestaltet er Moscheeführungen, Podiumsgespräche, Vorträge und Interviews zum Thema interreligiöser Dialog.

Gibt es in Ihren Heiligen Schriften Aussagen über Mitglieder anderer Religionen und wie man mit ihnen umgeht?

Meir Shitrit: Zunächst ist die jüdische Religion im Gegensatz zu anderen Religionen keine missionarische Religion. In der jüdischen Religion muss jeder Mensch, unabhängig von seiner Religion, respektiert werden, und es ist verboten, jemanden zu zwingen, gemäss jüdischer Religion zu glauben. Eine Konversion ist möglich, jedoch ist der Prozess nicht einfach, da die Person zuerst die Kommentare der Tora lernen und glauben sowie die 613 Gebote verstehen und befolgen und die jüdische Religion beibehalten muss.

In der Tora, dem Hauptbezugspunkt für jüdische Lehren, gibt es mehrere Hinweise über den Umgang mit Menschen anderer Religionen. Im Buch Levitikus 19,18 besagt ein wichtiges Gebot: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» Dieses Gebot gilt für alle Menschen; es ist wichtig, Liebe, Mitgefühl und Respekt zu zeigen, auch gegenüber denen, die einer anderen Religion angehören, genauso wie man sich selbst liebt. Im Buch Exodus 23,9 steht: «Du sollst keinen Fremden unterdrücken, weil ihr (das jüdische Volk) im Land Ägypten gelebt habt. Bedränge nicht den Fremden.»

Franziska Loretan: Schon im Ersten Testament werden Völker erwähnt, mit denen Israel im Kontakt oder in Auseinandersetzung war. Eine der Vorfahren Jesu war die Moabiterin Rut. Jesus – selbst ein Jude – sprach am Jakobsbrunnen mit einer Frau aus Samaria, dessen Bewohner von den Juden gemieden wurden. Der «Völkerapostel» Paulus schliesslich wandte sich mit der Botschaft Jesu ebenso an Angehörige des Judentums wie der griechischen und römischen Religionen.

Petrìt Alimi: Die universale Sicht des Islam betrachtet die Menschheit als eins und monogenetisch. Im heiligen Buch der Muslime, dem erhabenen Koran, finden wir zahlreiche Gotteszeichen mit klarer Botschaft gegenüber unseren christlichen und jüdischen Geschwistern: «Unter den Leuten der Schrift (Juden und Christen, Red.) gibt es eine aufrechte Gemeinde, welche die Verse Allahs zur Zeit der Nacht liest und sich niederwirft. Diese glauben an Allah und an den Jüngsten Tag und gebieten das Rechte und verbieten das Unrechte und wetteifern in guten Werken. (...) Allah kennt die Gottesfürchtigen» (Koran 3:113-115). Wie nie zuvor ist der Bedarf an islamisch-christlichem Dialog in der zeitgenössischen lokalen und globalen Welt gross. Es gibt keine Alternative zum interreligiösen Dialog. Ohne eine objektive Darstellung sowohl des Islam als auch des Christentums wird es schwierig sein, die

bestehenden gegenseitigen Ängste, Klischees und Zerrbilder in der Gesellschaft abzubauen. Möge Gott uns Muslimen, Christen, Juden und allen anderen Menschen in dieser Welt helfen, die Herausforderungen von heute in Liebe und gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Anerkennung in bester Art und Weise zu bestehen!



Meir Shitrit, Rechtsanwalt und Präsident der Jüdischen Gemeinde Luzern

Gibt es in Ihren Heiligen Büchern spezielle Aussagen zum Umgang mit Christen, mit Juden, mit Muslimen?

Meir Shitrit: Es gibt keine spezifische Aussage über eine andere Religion, aber die jüdische Religion respektiert jede Person und jeden Glauben, egal ob es sich um Christen, Juden, Muslime oder um Angehörige jeder anderen Religion handelt. König David schrieb darüber in vielen Abschnitten seines berühmten Buches Psalmen, zum Beispiel in Psalm 34,14: «Suche Frieden und jage ihm nach» – ermutigend und bestrebend, Frieden und Harmonie mit anderen zu erreichen, einschliesslich Menschen unterschiedlichen Glaubens. Darüber hinaus enthält der Talmud Gebote für ethisches Verhalten und faire Behandlung aller Menschen, auch der Nichtjuden. In Traktat Sanhedrin 4,5 wird gesagt, dass alle Menschen nach dem Bild Gottes geschaffen wurden, was die Würde jeder Person betont, unabhängig von ihrem religiösen Glauben.

Franziska Loretan: Ich möchte weiter mit meinem konkreten Beispiel antworten: Die Samariterin spricht Jesus direkt an auf die Differenz ihrer Religionen: «Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin, um Wasser bitten?» Das offene Gespräch der beiden dreht sich dann weiter um ihre Bekenntnisse.

In den Paulusbriefen wie in den Evangelien zeigt sich die allmähliche Abgrenzung des christlichen Glaubens von Jesu

jüdischem Glauben. In dieser Zeit kommt es auch zu unfreundlichen Aussagen gegenüber der jüdischen Mutterreligion. Der Islam entstand erst später.

Petrit Alimi: Die Anhänger des Islam anerkennen laut dem Koran die früheren Offenbarungen Gottes, ihre Empfänger und Verkünder als gleichwertig: «Wir glauben an Gott und an das, was auf uns herabgesandt worden ist, und was auf Abraham und Ismael, Isaak und Jakob und die Stämme herabgesandt worden war, und was Moses und Jesus und den Propheten von ihrem Herrn gegeben wurde. Wir machen keinen Unterschied zwischen einem von ihnen» (Koran 3:84). Die Muslime sind dazu aufgerufen, zumindest mit Juden und Christen den Dialog voll Wertschätzung auf beste Art und Weise zu pflegen – ebenso wie die christlichen Theologen es sich zur Aufgabe machen, sich mit dem religiösen Universum des jeweiligen Dialogpartners auseinanderzusetzen.

Gibt es in Ihren Kreisen Bemühungen, das Wissen über diese Aussagen zu fördern?

Meir Shitrit: In der jüdischen Gemeinschaft nutzen wir die Synagoge für öffentliche Vorträge (zwei bis drei wöchentlich) und Führungen von Schulen, Gruppen verschiedener Religionen und jeder Gruppe, die kommen möchte und mehr über die Geschichte und das Judentum oder das grundlegende Wissen des Judentums erfahren möchte, damit wir alle in Harmonie zusammenleben können, ohne dass eine Religion der anderen aufgezwungen wird. Wir sind auch der Organisation «Likrat» beigetreten, die aus der ganzen Schweiz Gruppen für Diskussionen und Dialoge über das Judentum im Vergleich zu anderen Religionen in Synagogen führt. Ausserdem beantworte ich viele E-Mails, Telefonate von Schülern, Pädagogischen Hochschulen usw. und gebe Interviews in digitalen und anderen Medien, die um Informationen bitten.

Franziska Loretan: Es ist wichtig, dass Predigerinnen und Prediger solide Kenntnisse der biblischen Texte und ihrer Entstehungssituation haben. So können antijüdische Aussagen in ihrem Kontext erklärt werden. Seit 1971 – damals noch einmalig in der Schweiz – gibt es an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern eine Professur für Judaistik und seit 1981 das Institut für Jüdisch-Christliche Forschung. Im Jahr 2020 wurde die Professur für Islamische Theologie eingerichtet. Seit Herbst 2022 bietet die Theologische Fakultät einen englischsprachigen Masterstudiengang in Philosophie, Theologie und Religionen an. Dieser ist am 2021 gegründeten Zentrum für Theologie und Philosophie der Religionen (TheiRs) angesiedelt. Es ist das grosse Anliegen dieses Zentrums, den interreligiösen Dialog in Wissenschaft und Forschung zu fördern, aber das Anliegen mit öffentlichen Veranstaltungen auch in der Bevölkerung wachzuhalten.

Petrit Alimi: Die Aussagen von Koran und Sunna (gelebte Praxis) richtig zu verstehen und zu interpretieren, ist für den interreligiösen Dialog unerlässlich. Beispielsweise wird das im Koran enthaltene Wort «kafir» gewöhnlich mit «Ungläubi-

ger» übersetzt, bedeutet aber eigentlich «einer, der die Wahrheit verdeckt». Menschen, die gemäss ihrem religiösen Verständnis an Gott glauben, sind nach koranischem Verständnis also keine Ungläubigen (Atheisten). Der Islam anerkennt somit die sogenannten «Buchreligionen» Judentum und Christentum und garantiert ihren in islamischen Ländern lebenden Anhängern volle Religions- und Kulturfreiheit (Kirchen, Klöster, Synagogen, Schulen, Bibliotheken u.a.).

Wie haben sich die Aussagen und ihr Verständnis im Laufe der Geschichte verändert und was sind aktuelle Aussagen bezüglich des Verständnisses und Umgangs mit ihnen?

Meir Shitrit: Leider war die jüdische Geschichte seit 3000 Jahren geprägt von Hass und Antisemitismus seitens anderer Religionen und Nationen, die versuchten, die jüdische Religion vom Alten Ägypten bis zum heutigen Tag zu zerstören – im völligen Gegensatz zum Judentum, in dem es keine Missionsarbeit oder keinen Zwang zum Übertritt zum Judentum gibt.

Franziska Loretan: An den Wurzeln der drei abrahamitischen Religionen ist gewiss die Abgrenzung zu finden, die es brauchte, um eine eigene Identität zu entwickeln. Solche Abgrenzungen und Ausgrenzungen zeigen sich immer wieder in der Geschichte der drei Religionen. Sie hingen u.a. zusammen mit den jeweiligen politischen Verhältnissen und einer allenfalls vom Staat vorgeschriebenen Religionszugehörigkeit. Befördert durch die stärkere Durchmischung der Religionszugehörigkeit können Glaubende entweder irritiert auf fremde Religionen reagieren oder sie fühlen sich herausgefordert, sich mit ihrem eigenen Bekenntnis stärker auseinanderzusetzen, was eine gute Grundlage für den Dialog ist.

Petrìt Alimi: In der Vergangenheit sind beispielsweise Damaskus, Bagdad, Isfahan, Kairo, das Niltal, Ohrid, die 800-jährige Präsenz der Muslime in Spanien sowie das Osmanische Reich in Südeuropa mit dem «Europäischen Jerusalem» Sarajevo die wichtigsten Beispiele für eine positive Behandlung religiöser Minderheiten im Kontext einer muslimischen Mehrheit. Der reformorientierte Sultan Mahmut II. hat um ca. 1835 geäussert: «Ich anerkenne die Moschee der Muslime, die Kirche der Christen und die Synagoge der Juden. (...) Ihnen allen gilt meine Liebe und starke Gerechtigkeit. Und alle sind meine wirklichen Kinder.» Gemeinsame universelle Basis der abrahamitischen Religionen sind der Glaube an einen Gott und die ethische und moralische Dimension bzw. die Zehn Gebote.

Wie wird dieses Wissen praktisch gelebt?

Meir Shitrit: Im Judentum besteht ein Gleichgewicht zwischen der Vertiefung des Verständnisses der Religion und dem aktiven Engagement mit anderen in einem Geist des Mitgefühls, des Respekts und des ethischen Verhaltens, unabhängig von der Religion oder der spezifischen Gemeinschaft, der man angehört. Intern geschieht das durch das Studium und das Lernen

der Tora und der Gebote und aller anderen heiligen Bücher, durch jüdische Bildung in der Schule, in der Synagoge und zu Hause – insgesamt ein grundlegender Aspekt des jüdischen Lebens. Es gibt eine zunehmende Förderung des interreligiösen Dialogs, um das Verständnis und die Zusammenarbeit zwischen Mitgliedern verschiedener Religionen zu fördern.

Franziska Loretan: Vor Ostern ist mir aufgefallen, wie in der Gratiszeitung eines Grossverteilers die Hintergründe des Osterfestes kurz erklärt wurden. Auch wenn der Ramadan beginnt, berichten die öffentlichen Medien darüber.

Die Messerattacke auf einen orthodox-jüdischen Mann durch einen muslimischen Jugendlichen beschäftigte die Medien und auch die jüdische Gemeinschaft ebenso wie wenig später die Attacke auf muslimische Mitbürger. Wichtig ist mir in diesem Zusammenhang, dass solche Verbrechen sehr ernst genommen und bestraft werden. Gleichzeitig darf aber nicht die ganze Religionsgemeinschaft in «Sippenhaft» genommen werden. So hat die Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz (IRAS-COTIS) «jegliche Art von Rassismus, Antisemitismus und Muslimfeindlichkeit aufs Schärfste» verurteilt und sich besorgt geäussert «über die Zunahme der Feindseligkeiten gegen religiöse und weltanschauliche Minderheiten und Andersdenkende in der Schweiz».



Franziska Loretan-Saladin, Dr. theol., ehemalige Lehrbeauftragte für Homiletik an der Universität Luzern

Petrìt Alimi: Unsere Gegenwart verlangt mehr denn je, dass die Christen und Muslime sich versöhnen. Denn Christen (ein Drittel der Weltbevölkerung) und Muslime (ein Fünftel) machen zusammen mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung aus. Basis für die Friedensarbeit und gegen die fundamentalistischen extremistischen Tendenzen bei Juden, Christen

und Muslimen sollte das christliche Gebot der Gottes- und Nächstenliebe (Mk 12,29-31) sein. In der ganzen Schweiz leben mehr als 450 000 Muslime, zum Teil in zweiter oder gar dritter Generation; mehr als 100 000 von ihnen sind eingebürgert. Aber ihre Religionsgemeinschaft ist öffentlich-rechtlich noch nicht anerkannt und sie verfügt noch nicht über angemessene Versammlungsorte. Die Moscheen sind oft in schäbigen Hinterhöfen und Garagen untergebracht.



Petrit Alimi, Islam-Theologe, diplomierter Pflegefachmann HF und Pflegeexperte

Was unternimmt Ihre Glaubensgemeinschaft aktiv, um gegenseitiges Verständnis und Akzeptanz zu fördern?

Meir Shitrit: Wir fördern es durch Gebete in der Synagoge, durch das Willkommenheissen von Gästen und die Unterhaltung von Touristen, die an Gastfreundschaft gemäss der jüdischen Religion und an der Einhaltung der Gebote interessiert sind, wie koscheres Essen, Sabbat, Tauchbad, jüdische Feiertage usw.

Franziska Loretan: Mit der Erklärung über die Religionsfreiheit «Dignitatis humanae» des Zweiten Vatikanums hat die römisch-katholische Kirche 1965 ihre Lehre grundlegend verändert: Jede Person hat das Recht auf religiöse Freiheit und darf nicht zu einer Religion oder einem Gewissensentscheid gezwungen werden. Damit war der Boden bereitet für die Akzeptanz anderer Bekenntnisse. Im Rahmen des Religionsunterrichts in der Schule wird auch ein Grundwissen über die anderen Religionen vermittelt.

Petrit Alimi: Die Anfänge eines institutionellen interreligiösen Dialoges im Kanton Luzern geschahen 2001 unter VIOKL (Vereinigung der Islamischen Organisationen des Kantons Luzern), heute IGL (Islamische Gemeinde Luzern). Die

Muslime im Kanton Luzern initiierten im Jahre 2002 die ersten Gespräche mit den Vertretern der christlichen Landeskirchen. Die erste interreligiöse Begegnung fand 2003 zum Thema «Muslime und Christen reden miteinander» in Luzern statt. Danach folgten in und um Luzern verschiedenste Veranstaltungen: gegenseitige Besuche in Gebetshäusern, Ausstellungen, Dialogprojekte usw. bis zum gemeinsamen Fastenbrechen dieses Jahr am 23. März in Littau mit über 500 Musliminnen und Muslimen, Politikern und Religionsvertreterinnen und -vertretern. Das wohl wichtigste integrative Ziel der hiesigen islamischen Gemeinde ist eine sichtbare Moschee in der Stadt Luzern als Zeichen dafür, dass Muslime keine Staatsbürger zweiter Klasse sind.

Kennen Sie diesbezüglich Bemühungen anderer Institutionen und wer ist hauptsächlich für diese Förderung zuständig?

Meir Shitrit: In letzter Zeit gibt es ein grösseres Bewusstsein und einen guten Dialog mit Schulen und Bildungseinrichtungen, die kommen, um Fragen zu stellen und sich für das Judentum und die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in Luzern und im Allgemeinen zu interessieren. Wir erleichtern diesen Dialog durch Vorträge und Führungen in der Synagoge, wie ich oben erwähnt habe, sowie durch Artikel über die jüdische Gemeinschaft in Zeitungen, in Radio und anderen Medien – so viel wie möglich, da wir (im Vergleich zu Zürich) heute eine sehr kleine Gemeinschaft sind, die in Luzern seit über 180 Jahren besteht.

Franziska Loretan: Im nationalen Netzwerk IRAS-COTIS sind auch die christlichen Kirchen vertreten. Das Netzwerk setzt sich dafür ein, «den Austausch, den Dialog und die Zusammenarbeit zwischen Menschen mit unterschiedlichem religiösem und kulturellem Hintergrund zu fördern, Vorurteile und Ängste abzubauen und so zum sozialen Zusammenhalt in der Schweiz beizutragen». Ein Beispiel ist etwa die «Woche der Religionen» mit vielen Veranstaltungen auch in Kirchen und Kirchgemeinden. Die Förderung des eigenen Glaubens wie des Verständnisses für andere Religionen beginnt im Elternhaus, ist meines Erachtens aber auch Aufgabe der Schule und der Gesellschaft.

Petrit Alimi: Gemäss meinen persönlichen bisherigen Erfahrungen ist es primär erste Aufgabe und moralische Pflicht der Muslime, die geistigen Grundlagen ihres Glaubens dem schweizerischen Verstehen näherzubringen – so wie es auch die moralische Pflicht der Christen ist, ehrlich, offen und in geschwisterlichem Verhältnis den brennenden Fragen der Muslime in der Schweiz und der islamischen Welt dieselbe Gerechtigkeit entgegenzubringen, die sie für ihre eigenen Belange in Anspruch nehmen. Sobald dies geschieht, werden sie vollends begreifen, was Jesus – den wir Muslime als einen auserwählten Propheten Gottes verehren – mit diesen Worten meinte: «In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.»

Interview-Bearbeitung: Peter Müller-Herger

Religiöse Vielfalt im Klassenzimmer

Andersgläubigen mit Toleranz begegnen

Begegnungen mit jüdischen Jugendlichen tragen an der Kanti Alpenquai Luzern dazu bei, Vorurteile gegenüber Jüdinnen und Juden abzubauen. Damit soll ein Beitrag gegen den Antisemitismus geleistet werden.

In letzter Zeit berichten die Medien vermehrt über Judenfeindlichkeit unter Jugendlichen – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund des aktuellen Krieges im Nahen Osten. Darüber hinaus ist über religiös motiviertes Verhalten an Schulen zu lesen, das Aufmerksamkeit erregen oder provozieren will.

«Auf der Zeichnung zu sehen: Adolf Hitler mit gestrecktem Arm und Hakenkreuz auf der Brust. Darüber, von zwei Herzen umrandet, das Wort <Führer>. Daneben ein Raum, der eine Gaskammer darstellen soll, zwei Totenköpfe, neben denen die Namen einer Lehrerin und eines Mitschülers stehen.» So beschreibt das katholische Medienportal kath.ch in einem Artikel über Antisemitismus an einer Schaffhauser Schule eine Schülerzeichnung, die in einem Schulzimmer gefunden und von der Schulleitung sanktioniert worden war.

In der NZZ ist von zwei Mädchen die Rede, die sich für die Fasnacht geschminkt haben und von Mitschülern zu hören bekommen, dass Schminken «haram» sei – nicht erlaubt nach islamischen Glaubensvorschriften.

Bereits 2019 berichtete die Luzerner Zeitung über eine Untersuchung der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, in der Jugendliche zu toxischer Männlichkeit befragt wurden. Diese habe ergeben, dass die Religion einen entscheidenden Einfluss auf die Gewaltbereitschaft von Männern habe. So toleriere jeder fünfte Muslim Gewalt in der Familie. Doch nicht nur im Islam, sondern auch unter katholischen jungen Männern sei ein erhöhtes Gewaltpotenzial festzustellen.

KATHY wollte in Erfahrung bringen, ob auch an hiesigen Schulen religiös motiviertes Konfliktpotenzial zu beobachten sei, und befragte dazu Dave Büttler, Katechet für konfessionellen Religionsunterricht Sek1 im Pastoralraum Horw, Benno Bühlmann, Lehrer für Religionskunde und Ethik an der Kantonsschule Alpenquai Luzern, sowie Prof. Dr. Dominik Helbling, Fachleiter Ethik und Religionen an der Pädagogischen Hochschule Luzern. Ebenfalls angefragt wurde das Rektorat der Horwer Schulen. Leider war keine der zuständigen Personen bereit, sich zum Thema zu äussern.

Mit dummen Sprüchen Aufmerksamkeit generieren

Dominik Helbling sind keine solchen Fälle bekannt. Seiner Einschätzung nach beschäftigen die Ermöglichung gleicher Berufschancen und Unsicherheiten von Familien mit hängigem Asylgesuch manche Schulen stärker als das Thema Religion.

Auch Benno Bühlmann hat, im Kontext des Unterrichts im konfessionsneutral ausgestalteten Fach Religionskunde und Ethik, bisher kaum entsprechende Erfahrungen gemacht. «Das hat wohl auch damit zu tun, dass wir im Unterricht oft reflek-

tieren, wie wir mit religiösen Minderheiten umgehen und was es heisst, anderen Religionsgemeinschaften mit Toleranz und Respekt zu begegnen.» Natürlich sei auch ihm schon zu Ohren gekommen, dass vereinzelte Jugendliche ausserhalb des Unterrichts provokative Äusserungen gemachten hätten. Es soll vorgekommen sein, dass Schüler heimlich auf einem Pult ein Hakenkreuz gezeichnet, in einer Pause «Allahu akbar» gerufen oder in der Garderobe antisemitische Witze erzählt hätten. Solche Vorfälle würden im Unterricht explizit thematisiert, um die Jugendlichen für die Problematik solcher Vorfälle zu sensibilisieren.

Dave Büttler fällt seit Längerem auf, dass Witze über Juden gemacht werden. Diese seien allerdings nicht religiös geprägt und nicht wirklich ernst gemeint, sondern eine Art gedankenloses, rassistisch motiviertes Mobbing.

Ähnlich sieht dies Benno Bühlmann: «Bei den erwähnten Beispielen handelt es sich nach meiner Einschätzung oft um Äusserungen von schlecht informierten Jugendlichen. Diese reflektieren überhaupt nicht, was sie sagen. Es geht ihnen wohl hauptsächlich darum, bei ihren Kollegen Aufmerksamkeit zu generieren. Mit ähnlichen Aussprüchen werden ja oftmals auch andere gesellschaftliche Minderheiten, beispielsweise <Schwule> oder <Behinderte>, beleidigt. Das deutet darauf hin, dass die Motive gar nicht primär religiöser Natur sind.»

Rechtfertigungsdruck für die eigene Religionszugehörigkeit

Auf die Frage, ob sich Schülerinnen oder Schüler für ihre Religionszugehörigkeit rechtfertigen oder gar verteidigen müssen, meint Dominik Helbling, dass es diesen Druck insgesamt gesellschaftlich gebe, und verweist auf das Nationale Forschungsprogramm «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58) des Schweizerischen Nationalfonds. Dieses hat zum Ziel, Veränderungsprozesse im Bereich Religion wissenschaftlich zu untersuchen, Spannungsfelder auszuloten und einen Beitrag zu deren Lösung zu leisten. Es stellt u.a. fest: «Die religiöse Landschaft der Schweiz ist in einem tiefgehenden Veränderungsprozess begriffen, der sich auf allen gesellschaftlichen Ebenen niederschlägt: Durch die Forderung von Migrantengruppen nach Partizipation am öffentlichen Leben wird die Gesellschaft herausgefordert, über ihre eigene religiös-kulturelle Identität und die nationalen Fundamente nachzudenken.»

Ein konkretes Beispiel aus dem Schulalltag liefert Dave Büttler: «Wiederholt erlebe ich, dass muslimische Jugendliche den christlichen Glauben inhaltlich frontal angreifen. Sie behaupten beispielsweise, dass die Christen an mehrere Götter glauben, nämlich an einen Vater-Gott, einen Jesus-Gott und einen Heiligen Geist als weitere Gottheit. Da die meisten christlichen Jugendlichen heutzutage äusserst säkular aufwachsen und trotz aller engagierten Versuche im Religionsunterricht kein eigentliches Basiswissen über ihren Glauben besitzen, lassen sie sich schnell verunsichern.» Schmunzelnd fügt er hinzu: «Dies führt dazu, dass sie sich plötzlich für die Trinität interessieren, was aus Sicht der Katechese ja sogar ein positiver Effekt ist.»

Negativer Einfluss von Social Media und Hate Speech

Im Verlauf seiner über zwanzigjährigen Unterrichtstätigkeit nimmt Dave Büttler eine deutliche Zunahme von leichten bis moderaten Konflikten im Zusammenhang mit dem Islam wahr. «Obwohl im Zuge des Balkankriegs in den 1990er-Jahren etliche Schüler muslimischen Glaubens in die Schweiz kamen, waren die Religion im Allgemeinen und der Islam im Besonderen nie ein konfrontatives Thema im Schulalltag. Heute hingegen treten muslimische Schüler dominanter auf. Während in meiner eigenen Schulzeit die Religionszugehörigkeit nie auf wertende Art Thema war, höre ich nun von irritierten Schülern, dass ihre muslimischen Klassenmitglieder behaupteten, der Islam werde über das Christentum siegen.»

Auch Benno Bühlmann hat den Eindruck, dass das religiös motivierte Konfliktpotenzial – insbesondere im Bereich des Antisemitismus – zugenommen hat. Einen negativen Einfluss ortet er bei den von den Jugendlichen genutzten Social-Media-Kanälen wie Tiktok, Instagram usw., auf denen ein starker Zuwachs von sogenannten «Hate Speeches» (Hassreden) festzustellen ist. Für Benno Bühlmann ist es wichtig, dass diese Problematik und ihre Eigendynamik im Rahmen der Medienbildung grundlegend reflektiert werden.

Reallabor für das Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft

Überhaupt kommt der Schule eine zentrale Rolle zu, wenn es darum geht, das Verständnis und die Toleranz gegenüber anderen Religionen zu fördern. An der Sekundarschule geschehe dies, so Dave Büttler, in vertieften ERG-Modulen über die Weltreligionen. Dabei gehe es auch darum, eine Aussensicht auf die eigene Religion zu vermitteln, die dazu beitragen könne, allenfalls vorhandene fundamentalistische Sichtweisen zu korrigieren.

Aufgrund der aktuellen Ereignisse im Nahen Osten und der Zunahme von Antisemitismus sieht Benno Bühlmann eine erhöhte Dringlichkeit, verstärkt auf dieses Thema zu fokussieren. Ohnehin werden an der Kantonsschule Alpenquai viele Bemühungen in diese Richtungen unternommen. So organisierte Benno Bühlmann in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG) neulich eine Begegnung mit zwei jüdischen Jugendlichen, die dazu diente, Vorurteile abzubauen. Zudem gab es Workshops über die Möglichkeiten eines friedlichen Zusammenlebens von jüdischen und muslimischen Menschen in der Schweiz. «Denn beim Thema Diskriminierung religiöser Minderheiten geht oftmals vergessen, dass Jugendliche auch gegenüber manchen Spielarten der Islamophobie sensibilisiert werden müssen.»

Dominik Helbling sieht die Schule an sich als ein Reallabor für das Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft. «Dass es gerade keine religiöse Separierung an den Schulen gibt, ist ein grosses Plus. Fächer, die Religion thematisieren, können hier einen wichtigen Beitrag leisten.»

Martin Heini

Das vergessene Dorf

Eine Reise zu den Inuit im nördlichsten Kanada

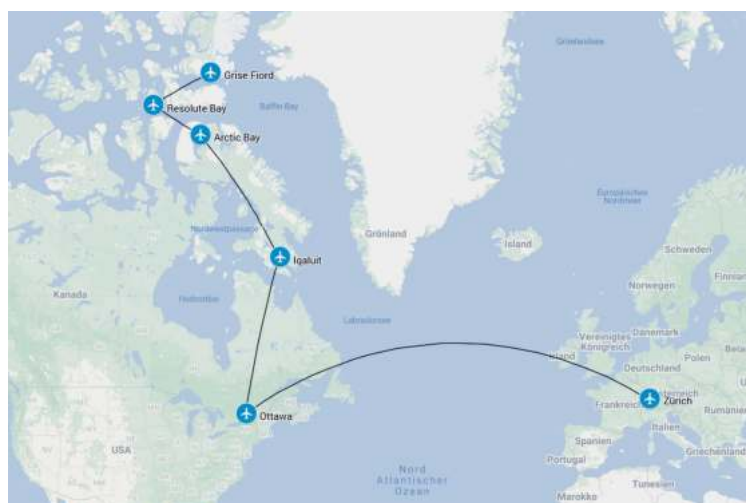
Im Sommer 2023 reiste Manuel Menrath zusammen mit zwei Kollegen zu den Inuit nach Grise Fiord, in das nördlichste Dorf in Amerika. Ziel der Exkursion war es, den Einwohnern zuzuhören, was sie zu sagen haben, und mehr über die faszinierende Inuit-Kultur zu erfahren. Manuel Menrath erzählt die eindrückliche Geschichte des Überlebens in der unwirtlichsten Region der Welt. Es ist gleichzeitig eine Geschichte der Ausbeutung, der Kolonialisierung und des Widerstands.

Grise Fiord ist das nördlichste Dorf auf dem amerikanischen Kontinent. Im Sommer geht die Sonne nie unter, im Winter nie auf. Die jährliche Durchschnittstemperatur beträgt Minus 16,5 Grad. Am wärmsten ist es im Juli mit durchschnittlich 3,5 Grad. In den Wintermonaten sinkt das Thermometer gegen Minus 50

Grad. Der Name «Grise Fiord» geht auf einen norwegischen Forscher zurück und bedeutet «Schweinebucht». Die Inuit hingegen sagen Ajuittuq – Ort, der niemals auftauft.

Zwangsumsiedlung in die hohe Arktis

Hudson Bay im Sommer 2017. Als wir uns über den kanadischen Kolonialismus und das schreckliche Schicksal der indigenen Menschen unterhielten, erzählte mir jemand von einer Zwangsumsiedlung in die hohe Arktis. 1953 und 1955 brachten kanadische Beamte sieben Inuit-Familien vom Norden Québecs mit dem Schiff 2000 Kilometer weiter nördlich in die Nähe des heutigen Grise Fiord auf Ellesmere Island und nach Resolute auf Cornwallis Island. Das Unternehmen wurde als humanitärer Akt angepriesen. Die besagten Inuit waren durch die kanadische Kolonialpolitik in der Mitte des 20. Jahrhunderts in eine prekäre Situation geraten und von staatlichen Subventionen abhängig geworden. Die Behörden versprachen ihnen nun ein Land voller Karibus und Robben, die ihnen ihre traditionelle Lebensweise garantieren sollten. Hätten die Inuit die Zustimmung verweigert, wären ihnen die Subventionen gestrichen worden.



Der wahre Grund für die Umsiedelung war jedoch die territoriale Absicherung der unbewohnten Inseln im Polarmeer. Seit Ende der 1940er Jahre steckte die Welt im Kalten Krieg. Neben Kanada war das Nordterritorium auch für die Sowjetunion, die USA und Dänemark – das bereits Grönland besetzt hatte – strategisch interessant. Um ein Gebiet völkerrechtlich für sich zu beanspruchen, bedarf es allerdings einer permanenten Besiedelung. Weil die Abgeschiedenheit und Kargheit der hohen Arktis für europäische Siedlerfamilien nicht in Frage kamen, nutzten die kanadischen Behörden also die Not der Inuit aus.

Nach wochenlanger Fahrt auf dem Eisbrecher H.D. Howe setzte die Schiffscrew einen Teil der Inuit im Sommer 1953 in Resolute ab. Die anderen wurden 400 Kilometer nordöstlich in der Nähe des heutigen Grise Fiord ausgeschifft und ihrem Schicksal überlassen. Die Inuit hatten nur wenig Proviant dabei und Karibus waren nirgends in Sicht. Die mitgebrachten Zelte boten in der extremen Witterung kaum Schutz. Der Schnee hatte eine schlechte Konsistenz und war für den Bau von Ig-lus ungeeignet. Am schlimmsten aber war die bald einsetzende Dunkelheit. Die Inuit aus Québec waren zwar kurze Wintertage gewohnt, aber keine ununterbrochene Nacht. Es grenzt an ein Wunder, dass die Menschen unter diesen Bedingungen überleben konnten.

Expedition mit grossen Herausforderungen

Als ich von dieser Geschichte gehört hatte, wollte ich vor Ort mehr darüber erfahren. Zurück in der Schweiz berichtete ich dem Filmemacher Andreas Eggler und dem Fotografen Lucas Eiholzer, die ich beide seit meiner Jugend kenne, davon. Sie waren sofort bereit, mich nach Grise Fiord zu begleiten. Wir wollten von den Inuit selbst hören, ihr Land kennenlernen und ihre Geschichte dokumentieren. Da Kanada eines der beliebtesten Reise- und Auswanderungsländer für Menschen aus der Schweiz ist, wollten wir damit auch einen kleinen Beitrag dazu leisten, um den Inuit hierzulande ein wenig mehr Aufmerksamkeit zu geben. Denn genau wie die indianischen Kulturen wurde auch ihre Lebensweise durch die europäische Kolonialisierung des riesigen Landes, von der auch viele Schweizer profitierten, beinahe ausgelöscht.

Nachdem die Covid-Pandemie unsere Expedition mehrmals verzögert hatte, war es im Sommer 2023 endlich so weit. Bei der Planung realisierten wir, dass die Reisekosten enorm waren. Ein Flug von der Schweiz nach Grise Fiord über Ottawa, Iqaluit, Arctic Bay und Resolute kostete fast 10 000 Dollar pro Person. Für die Unterkunft mussten wir mit mehreren hundert Dollar pro Tag rechnen. Da die meisten Materialien und Lebensmittel Tausende Kilometer mit Kleinflugzeugen in die Arktis transpor-

Larry Audlaluk, Zeitzeuge der Zwangsumsiedelung, in Grise Fiord im Sommer 2023.



tiert werden müssen, ist dort alles um ein Vielfaches teurer als im urbanen Kanada. Dank eines Crowdfundings konnten wir ein Drittel unseres Budgets decken und die Reise antreten.

Nach einem Zwischenstopp in Arctic Bay, bei dem uns die Inuit gastfreundlich willkommen hiessen und uns einiges über ihre Kultur berichteten, ging es Mitte Juli planmässig über Resolute weiter nach Grise Fiord. Ein kleines Propellerflugzeug brachte uns das letzte Stück über hügelige Eiswüsten. Das Polarmeer war immer noch zugefroren. Der Anflug auf Grise Fiord wirkte dramatisch. Denn die Maschine steuerte direkt auf eine steile Felswand zu, um dann kurz davor abzudrehen und auf der Schotterpiste hinter dem Dorf zu landen.

Leben unter widrigsten Bedingungen

Die grössten Gebäude im Ort sind das neue Gemeindehaus mit Mehrzweckhalle, drei Wassertanks, die Klinik, der Einkaufsladen, die Schule und ein paar Lagerhallen. Das einzige Hotel stellte sich als eine einfache Unterkunft mit Kajütenbetten und einer Gemeinschaftsküche heraus. Es wird vor allem von Leuten benutzt, die aus beruflichen Gründen in Grise Fiord zu tun haben, etwa als Flugplatzangestellte oder Bauarbeiter. Die meisten Wohnhäuser sind einstöckig und aus Holz. Wegen des Permafrosts sind sie auf Pfahlplattformen errichtet und haben einen beheizbaren Wassertank an der Aussenseite.

Nachdem wir uns in der Unterkunft eingerichtet hatten, gingen wir ins Gemeindehaus, um uns vorzustellen. Wir hatten bereits von der Schweiz aus mit dem Gemeindevertreter Marty Kuluguqtuq Kontakt. Er bat uns in den Ratssaal, wo wir Gelegenheit hatten, mit weiteren Gemeindevertretern zu sprechen. Am späteren Nachmittag lernten wir auch die Gemeindevorsterin Meeka Kiguktak kennen, die uns viel Wissenswertes über den Alltag in Grise Fiord erzählte.

Alle Leute, die wir kennenlernten, empfahlen uns, mit Larry Audlaluk zu sprechen. Er ist Zeitzeuge der Zwangsumsiedelung und Lokalhistoriker. 2020 hat er seine Geschichte in einem Buch publiziert. Da sich Larry gerade in Iqaluit aufhielt und erst in ein paar Tagen zurückkehren sollte, beobachteten wir vorerst das Dorfleben, erkundeten die Landschaft und führten erste Interviews. Das Packeis lag noch in der Bucht, hatte aber bereits Risse bekommen und Wasserbecken freigelegt. Die felsige Umgebung war keine Wüste, wie sie vom Flugzeug aus erschien. An vielen Stellen blühten Blumen. Auch Gräser, Pilze, Flechten und Moose konnten wir sehen. Selbst Schmetterlinge vergnügten sich in der wärmenden Sonne. Gelegentlich fiel ein Schuss – ein Jäger hatte eine Robbe erlegt. Wenn Geländewagen auf der Küstenstrasse aus dem Dorf brausten, waren zuvor Wale gesichtet worden, deren Jagd für die Inuit überlebenswichtig ist. Es war spannend zu sehen, wie der junge Wildhüter Olaf Christensen das eingebrachte Fleisch auf das Eis neben der Dorfstrasse legte, um dann über die lokale Facebook-Seite darüber zu informieren, dass sich jeder etwas davon nehmen könne. Diese Solidarität des Teilens ist für das Überleben in der hohen Arktis unabdingbar.



Inuit-Mädchen auf dem Packeis in der Bucht von Grise Fiord.

Entwurzelt und auseinandergerissen

Die Begegnung mit Larry Audlaluk war eindrücklich. Er wurde 1950 an der nordöstlichen Hudson Bay in Québec geboren und war drei Jahre alt, als er mit seiner Familie umgesiedelt wurde. Bewegend, aber ohne Groll erzählte er uns seine Geschichte. Wir erfuhren, dass die Beamten den Inuit vor der Abreise versprochen hatten, sie könnten jederzeit zurückkehren, wenn es ihnen am neuen Ort nicht behagen sollte. Gemäss Larry war den Leuten aber bereits am Tag nach der Ankunft klar, dass sie nicht bleiben wollten: «Mein Vater und die anderen Männer, die hierherkamen, hatten alle entschieden, dass dies nichts für sie ist. Sie wollten heimkehren. Doch die Antwort war immer: Nein, nein, nein, nein.» Der Vater verstarb schliesslich nach zehn Monaten im hohen Norden. Seinen frühen Tod erklärte sich Larry damit, dass es ihm das Herz gebrochen habe, seine Familie aufgrund falscher Versprechungen in eine trostlose Gegend geführt zu haben. Dabei hatte er keine andere Wahl gehabt, weil die Beamten mit der Streichung der notwendigen Lebensmittelrationen gedroht hatten.

Neben starkem Heimweh war es für die umgesiedelten Inuit-Familien besonders schmerzhaft, dass sie auseinandergerissen wurden. Man hatte sie bei der Umsiedlung ohne Rücksicht zwischen Resolute und Grise Fiord aufgeteilt. Die beiden Orte lagen weit auseinander und Kommunikationsmöglichkeiten gab es keine. Heute erinnern zwei sich ergänzende Skulpturen in den beiden Ortschaften an diese Trennung. 1955 brachte das Schiff weitere Familienmitglieder aus Québec. Die Behörden hatten ihnen gesagt, den bereits Umgesiedelten gefalle es am neuen Ort hervorragend und sie sollten ihnen ausrichten, nachzukommen. Dies war eine weitere Lüge.



Der Inuk Frankie Noah auf Robbenjagd.

Neue Heimat

Die ersten Jahre waren extrem hart. Doch die Inuit überlebten. Sie lernten die Wanderrouen der Wale kennen. Zudem jagten sie Robben, Moschusochsen und Eisbären. In den 1960er-Jah-

Skulptur von Looty Pijamini in Grise Fiord zur Erinnerung an die Zwangsumsiedelung.



ren baute der Staat erste Wohnhäuser und eine Schule. Allmählich entwickelte sich Grise Fiord zu einem richtigen Dorf. Das Unrecht, das ihnen die kanadischen Behörden angetan hatten, vergassen die Zwangsumgesiedelten aber nie. In den 1990er-Jahren wurde ihre Geschichte publik und es kam zu Anhörungen. 2010 entschuldigte sich die Regierung und zahlte 10 Millionen Dollar an die Überlebenden und ihre Familien. Viele Inuit hatten inzwischen die Gelegenheit genutzt, nach Québec zurückzukehren. Larry blieb jedoch. Er wollte seinen hier geborenen Kindern eine Entwurzelung, wie er sie durch seine Eltern erlebt hatte, ersparen. Grise Fiord sei nun seine Heimat.

Obwohl die Umsiedelung traumatische Spuren hinterliess, scheint Larry inneren Frieden gefunden zu haben. «Ich bin stolzer Kanadier, trotz allem, was uns die Regierung angetan hat. Ich habe verschiedene Regionen dieser Welt bereist und ich weiss, wie man in anderen Ländern lebt. Und das ist mein Land. Aber darüber, wie uns die Regierung behandelt hat, bin ich nicht glücklich. Das war nicht richtig.» Eine gewisse Genugtuung erfahre er aber darin, dass er nun Anerkennung dafür erhalte, als «menschlicher Fahnenmast» die Souveränität Kanadas im hohen Norden garantiert zu haben.

Manuel Menrath

Der Historiker Manuel Menrath ist Professor für Geschichte und deren Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Luzern. Zudem leitet er das Museum «Haus zum Dolder» in Beromünster. Von 2021 bis 2023 war er Präses der Jungwacht Horw.

Hinter einem Schleier des Nichtwissens

Die Augenbinde als Symbol für Unabhängigkeit, Objektivität und Fairness: Die Statue des Gerechtigkeitsbrunnens in Bern aus dem 16. Jahrhundert stellt Justitia mit verbundenen Augen dar.



Es ist Fakt: Wir leben in einer pluralistischen Welt – hinsichtlich der Weltanschauungen, der moralischen Konzeptionen und Religionen. Vielleicht war das global gesehen schon immer so. Es gab sie vermutlich nie, die eine Monokultur. Wir mögen unsere je eigene Sichtweise, unsere Religion und Weltanschauung aus tiefstem Herzen für richtig halten. Vielleicht sind uns durch unseren Glauben tiefe Heilserfahrungen geschenkt. Wir können aber davon ausgehen, dass es unseren Mitmenschen genauso geht. Sie halten ihre Religion oder Weltanschauung, wie wir, aus tiefstem Herzen für richtig und haben ihre je eigenen Heilserfahrungen gemacht.

An der Grenze zwischen Wissen und Glaube

Wir Menschen können aber, wenn wir redlich sind, was die letzten Dinge, was Gott und die wirklich wichtigen Fragen des Lebens (und darüber hinaus) angeht, nicht viel Gesichertes wissen. Wir können beispielsweise weder mit Sicherheit sagen, dass es Gott gibt, noch dass es Gott nicht gibt. Diese zentrale Frage entzieht sich unserem Wissen. Und da, wo wir nicht wirklich wissen können, entscheiden wir uns vielleicht, zu glauben. Wir entscheiden uns für oder gegen eine Religion.

Möglicherweise ist das der ganze Sinn von Glauben: dass wir den Mut haben, uns wider besseres Wissen für oder gegen Gott zu entscheiden. Für welchen Gott, für welche Weltanschauung oder für welche moralische Vorstellung wir uns entscheiden, ist letztlich eine Frage der eigenen Herkunft, der gemachten Erfahrungen und wohl oft auch ein Resultat unseres Vernunftgebrauchs.

Unser Wissen ist begrenzt und wir sind wahrlich weise, wenn wir uns der Grenzen unseres Wissens bewusst sind. An den Grenzen des Wissens eröffnet sich der unendlich weite Horizont zum Glauben.

Mehr Redlichkeit, Vernunft und wechselseitiges Anerkennen

An diesen Grenzen stehen wir alle. Manche überschreiten sie und reklamieren für sich die Wahrheit. Sie meinen genau zu wissen, welches die richtige und daher alternativlose moralische Auffassung ist. Sie glauben zu wissen, welcher Gott der wahre, welche Konfession die richtige, die bessere oder die einzig wahre ist. Oder sie deklarieren selbstsicher und im Gestus der intellektuellen Überlegenheit, alles Religiöse sei aus wissenschaftlicher Sicht ohnehin nur unaufgeklärtes Kontingenzbewältigungsgeschwurbel. Doch Wis-

senschaftsgläubigkeit ist auch nur ein Glaube, der sich als Wissen ausgibt.

Wer an den Grenzen des Wissbaren steht und dem sich jenseits dieser Grenzen eröffnenden Horizont an nicht Wissbarem, aber doch Glaubhaftem, die Daseinsberechtigung entzieht, macht sich ebenso der Unredlichkeit schuldig wie diejenigen, die jenseits der Grenzen des Wissbaren unerbittlich den eigenen Glauben gegen und über alle anderen stellen.

Glaubensfragen müssen, so unbequem es scheinen mag, zumindest aus Sicht der Vernunft, offenbleiben. Und diese Sicht ist es, die uns Menschen allen gemeinsam ist. Genau diese Vernunft lässt sich jedoch insbesondere in religiösen, aber auch in ideologischen Konflikten schmerzlich vermissen. Ein wenig mehr Redlichkeit und das wechselseitige Anerkennen dieser Vernunft täten der Menschheit gut. Denn wenn wir redlich sind, dann müssen wir in den Fragen nach den letzten Dingen, der Frage nach Gott, tolerant und offen sein. Dann sehen wir uns mit anderen Augen. Die Einsicht, dass unser Wissen, möge unser Glaube auch noch so fest und unerschütterlich sein, begrenzt und fehlbar ist, kann uns mit unseren Nächsten versöhnen. Diese Einsicht kann uns zusammenbringen. Wir sitzen alle im gleichen Boot und schippern auf einem unergründlichen Ozean von Ungewissheiten. Alles Wissen endet an der Grenze, wo sich der Horizont zum Glauben eröffnet.

Gerechtigkeit in einer pluralen Gesellschaft

Was wir jenseits dieser Grenze erkennen und für richtig halten, was wir glauben, ist für ein gelingendes Zusammenleben nicht das Allerwichtigste. Wichtig ist, was wir alle diesseits unseres Glaubens, unserer Weltanschauung und unserer moralischen Vorstellungen als Fundament für unser Zusammenleben bejahen können.

**«An den Grenzen des Wissens
eröffnet sich der unendlich
weite Horizont zum Glauben.»**

Der amerikanische Philosoph und Gerechtigkeitstheoretiker John Rawls hat in seinem Leben viel darüber nachgedacht, wie eine gerechte Gesellschaft möglich ist. Die Ausgangsfrage seines Denkens lautete: Wie ist eine gerechte und stabile Gesellschaft möglich, wenn die Menschen verschiedenen, zum Teil konträren Vorstellungen darüber anhängen, was gut und gerecht ist? Was ist für alle fair?

Rawls' genial einfache und anschauliche Antwort auf diese Frage besteht in folgendem Gedankenspiel: Stellen Sie

sich vor, dass Vertreterinnen und Vertreter der verschiedenen Religionen, Weltanschauungen und moralischen Konzeptionen zusammensitzen und sich selbst in einer verfassungsgebenden Versammlung faire, gerechte Regeln für das Zusammenleben geben wollen. In dieser Situation senkt sich über ihre Häupter ein Schleier des Nichtwissens. Und plötzlich wissen sie nicht mehr, welcher Schicht sie angehören, welches Geschlecht oder Alter, welche Religion oder welche Weltanschauung sie haben oder gar welcher Generation sie angehören. In dieser Situation wissen sie nur allgemein, dass sie in einer pluralistisch verfassten Gesellschaft leben, können aber nicht mehr für sich oder die eigene Gruppe Vorteile sichern. Sie sind unter dem Schleier des Nichtwissens gezwungen, die Interessen aller zu berücksichtigen.

Ein Leben in Würde für alle

Unter diesen Umständen würden wir für alle gleiche Menschen- oder Grundrechte festlegen, faire Chancen für alle sichern und wir würden – da wir nicht wissen, ob wir zu den am meisten Benachteiligten der Gesellschaft gehören – auch für die Schwächsten und Benachteiligten sorgen sowie an zukünftige Generationen denken. Wir würden einander zugestehen, dass wir unserem Glauben, unseren Vorstellungen über Moral frei anhängen dürfen. Wir würden sicherstellen, dass alle in Würde leben können.

Diese Situation haben wir heute weitgehend in der Schweiz. Dessen darf man sich mit Stolz und Dankbarkeit bewusst sein. Wir leben in einem Rechtsstaat, der die Rahmenbedingungen für ein versöhnliches Miteinander in Pluralität ermöglicht, der Raum zum Leben bietet.

Als Christ und Katholik darf ich eine solche pluralistische Gesellschaft mit gutem Gewissen und mit Freude bejahen. Eine Rechtsordnung, die Leben ermöglicht und allen Menschen Raum für ein Leben in Würde lässt, kann ich aus meinem Glauben heraus begründen und ich bin überzeugt, dass alle, die guten Willens sind, dies auch können. Sie können eine solche, pluralistische, Leben in Würde ermöglichende Ordnung bejahen – egal, wie sie diese für sich, aus ihrer Religion oder Weltanschauung heraus begründen mögen.

Wir alle suchen gemeinsam Wahrheit und wir können nie gänzlich in ihrem Besitz sein. Wenn wir über die Grenzen des Wissbaren auf den Horizont des Glaubens blicken, befinden wir uns alle hinter einem Schleier des Nichtwissens. Besinnen wir uns auf diese einfache und befreiende Einsicht zurück, seien wir bescheiden, redlich und wohlwollend. So kann mehr als nur Toleranz entstehen – so kann Versöhnung, Frieden und Wertschätzung entstehen.

Roland Caamaño



Nunavut – unser Land

Die faszinierende Welt der Inuit im Norden Kanadas

Wenn wir von den Inuit hören, kommen uns vielleicht Worte wie «Iglu», «Kayak» oder «Anorak» in den Sinn. Auch dürfte bekannt sein, dass man sie nicht mehr als «Eskimo» bezeichnen soll. Aber wer sind die Inuit eigentlich? Was unterscheidet sie von den Indianern? Und wie leben sie heute? Diese und weitere Fragen beantwortet Manuel Menrath in seinem multimedialen Vortrag. Dabei zeigt er auch Bilder von seiner letztjährigen Reise ins kanadische Nunavut, die er mit zwei Kollegen unternommen hat (sh. Reportage S. 15).

Seit Menschengedenken leben Inuit im Norden Kanadas und auf Grönland. Sie waren ursprünglich über die Beringstrasse von Asien gekommen, aber ein paar Jahrtausende später als die Indianer. Erstmals mit Europäern in Kontakt kamen sie vor etwa 1000 Jahren, als Wikinger kurze Zeit an der grönländischen Küste siedelten. Ab dem 16. Jahrhundert gab es regelmässige Begegnungen mit europäischen Seefahrern, die die Nordwestpassage erkundeten, und Walfängern, die jeweils im Sommer in ihre Gewässer vorsties. Mit Letzteren tauschten sie Waren und heuerten manchmal sozusagen als Saisoniers auf ihren Schiffen an. Im 18. Jahrhundert kamen die ersten Missionare. Ihr Wirken blieb aber auf einige südöstliche Regionen des riesigen Inuit-Territoriums beschränkt. Erst als die Hudson's Bay Company 1820 einen Handelsposten im Gebiet der Inuit eröffnete, nahm der europäische Einfluss auf ihre Kultur zu. Sie konnten aber ihr traditionelles, halbnomadisches Leben noch etwa hundert Jahre ungehindert fortführen.

Im 20. Jahrhundert wurden die Inuit schliesslich vollständig von den aus Europa stammenden Kanadiern kontrolliert. Der ka-

nadische Staat beanspruchte ihr gesamtes Land, entsandte Missionare, um ihre Kinder in Internaten umzuerziehen, und trieb sie schliesslich in die Sesshaftigkeit. Da die Staatsbeamten ihre Namen nicht aussprechen konnten, nummerierten sie alle Inuit und befahlen ihnen, ihre persönliche Nummer wie eine Hundemarke auf sich zu tragen. Wenn sie sich nicht an die von der Regierung aufgezwungenen Gesetze hielten, konnten sie von Polizisten mit der Waffe bedroht oder gar eingesperrt werden. Die Behörden zwangen Familien, sich an Orten niederzulassen, die weit entfernt von ihrer Heimat lagen. Der beschriebene Fall von Grise Fiord in der hohen Arktis ist nur ein Beispiel unter mehreren.

Doch die Inuit leisteten aktiven Widerstand gegen die koloniale Unterdrückung. Der Staat musste sich in den letzten Jahrzehnten bereits mehrfach entschuldigen und Kompensationen für erlittenes Unrecht bezahlen. Einen grossen Erfolg hatten die Inuit 1999 mit der Schaffung eines eigenen Territoriums, das etwa 50-mal so gross wie die Schweiz ist. Es trägt den Namen «Nunavut», was übersetzt «unser Land» bedeutet. Wie sich dieses Territorium inzwischen entwickelt hat und welche Herausforderungen aktuell anstehen, wird ebenfalls im Vortrag thematisiert.

Nunavut – unser Land

Vortrag von Manuel Menrath

Dienstag, 11. Juni 2024, 19.30 Uhr

Pfarreizentrum Horw

Eintritt frei

Hier finden Sie eine Auswahl von Veranstaltungen, die im Pastoralraum Horw stattfinden. Nähere Angaben sowie eine Übersicht über sämtliche Anlässe publizieren wir jeweils im monatlich erscheinenden Pfarreiblatt und auf der Website www.kathhorw.ch.



Dienstag, 11. Juni 2024, 19.30 Uhr
Pfarreizentrum

Nunavut – unser Land

In seinem Vortrag berichtet der Historiker Manuel Menrath von seiner eindrücklichen Forschungsreise zu den Inuit im Norden Kanadas. Weitere Infos siehe KATHYS Tipp Seite 21.



Mittwoch, 12. Juni 2024, 14.00 Uhr
Pfarreizentrum

«D Familie Troll elei im Wald»

Mirjam Bühlmann und Kurt Meier laden zur Uraufführung ihres musikalischen Erzähl- und Theaterprojekts ein, für den sie im September 2023 den Förderpreis der Gemeinde Horw erhalten haben. Ziel des Projekts ist es, die Selbst- und Sozialkompetenz von Kindern zu stärken. Weitere Aufführungen finden am 15. Juni

um 14.00 Uhr im Rahmen der Pastoralraum-Party (siehe unten) sowie am 19. Juni um 8.45 und 10.30 Uhr statt.

Samstag, 15. Juni 2024, ab 13.00 Uhr
Pfarreizentrum

Pastoralraum-Party

Anlässlich des 10. Geburtstags des Pastoralraums Horw sind alle zur grossen Pastoralraum-Party mit zahlreichen Angeboten und Attraktionen eingeladen. Nach dem Festgottesdienst um 17.00 Uhr wird ein Apéro offeriert und die Dampfküche sorgt für ein schmackhaftes Essen. Danach ist Partytime mit Unterhaltung für Jung und Alt angesagt.



Samstag, 29. Juni 2024, 11.15 Uhr
Pfarrkirche St. Katharina

Siesta y fiesta

Die Sommerferien stehen vor der Tür und laden ein zum Entspannen und Festen, Innehalten und Feiern. Was passt dazu besser als fröhliche und sinnliche Musik aus Lateinamerika? In den «Resonanzen» vom 29. Juni spielt die Ecuador Brass Band u.a. Werke von A. Piazzolla und J. Pachacama. Benedikt Wey gibt Gedanken und Impulse mit ins Reisegepäck.

Donnerstag, 1. August 2024, 10.00 Uhr
Horwerhalle

Ökumenische 1.-August-Feier

Die Gemeinde Horw lädt die Bevölkerung am Nationalfeiertag zur ökumenischen 1.-August-Feier ein. Der anschliessende Apéro wird von der Gemeinde Horw offeriert. Ab 12.00 Uhr Festwirtschaft mit musikalischer Unterhaltung.



Sonntag, 18. August 2024, 10.30 Uhr
Pfarrkirche St. Katharina

Familiengottesdienst mit Spaghettiplausch

Den Kindern, insbesondere jenen, welche in den Kindergarten oder in die erste Klasse gehen, geben wir zum Schulstart stärkende Zeichen und Worte mit auf den Weg. Im Anschluss an den Gottesdienst sind alle Familien zum Apéro und zum gemütlichen Spaghettiplausch im Pfarreizentrum eingeladen, um gemeinsam ein paar gesellige Stunden bei Speis und Trank, bei Gesprächen, Spiel und Spass zu verbringen.

Sonntag, 25. August 2024, 10.30 Uhr
Vor dem Dormenheim

Dormenchilbi

Anlässlich der Dormenchilbi feiern wir um 10.30 Uhr einen Feldgottesdienst auf Dormen. Bei schlechter Witterung findet der Gottesdienst in der Pfarrkirche statt.

Genügt die Würde?

Vielleicht war der Blitzsommer jenes April-Wochenendes schuld. Daran, dass die Meldung aus dem Vatikan gleich verdampft ist. «Neue Leitsätze: Papst verurteilt Leihmutterschaft», hiess das späte Titelchen in der Luzerner Zeitung. Andernorts hat die «Erklärung» – nein, kein neues Dogma und keine Enzyklika – unter dem Titel «Dignitas infinita – Unendliche Würde», die nach einem fünfjährigen Pingpong zwischen dem Dikasterium für die Glaubenslehre, einer Expertengruppe und Papst Franziskus am 8. April 2024 veröffentlicht worden ist, hohe Wellen geschlagen. Nicht nur, weil nach dem langen Brüten der Berg – eigentlich brüten nur Vögel – eine Maus geboren habe, sondern weil einiges die Vermutung bestärkt, dass die alten Herren da unten – der Chef der Kongregation ist immerhin 88-jährig, sein Chef Franziskus 87 – den Anschluss an die Welt teilweise verloren haben.

Durchaus anzuerkennen ist, dass im Schreiben nach einer langen, teilweise floskelhaften Einleitung und Begründung (fortschreitendes Bewusstsein für die zentrale Bedeutung der Menschenwürde, Kirche als Verkünderin, Förderin und Garantin der Menschenwürde usw.) der Finger deutlich auf «einige schwere Verstösse gegen die Menschenwürde» gelegt wird: auf Armut, Krieg, Migrantenelend, Menschenhandel, sexuellen Missbrauch, Gewalt gegen Frauen, Abtreibung, Ausschluss behinderter Menschen, Euthanasie und assistierten Suizid. Dabei werden (v.a. mit Zitaten des aktuellen und der letzten Päpste) die bekannten Lehramtspositionen wiederholt. Heisser wird es dann bei den ablehnenden Leitsätzen zu Leihmutterschaft (das Kind wird zum Handelsgut) und Geschlechtsumwandlung (ein schwerwiegender Verstoß

gegen die Menschenwürde, abgesehen von angeborenen genitalen Anomalien), vor allem aber bei der «Gender-Theorie».

Gender, kurz «soziales Geschlecht als Zusammenfassung von Geschlechtsaspekten, die eine Person in Gesellschaft und Kultur in Abgrenzung zu ihrem rein biologischen Geschlecht beschreiben» (mehr dazu unter Wikipedia), verkommt im Schreiben zum hässlichen Schreckgespenst und Killer der Familienkultur. In der vatikanischen Erklärung heisst es etwa: «Über sich selbst verfügen zu wollen, wie es die Gender-Theorie vorschreibt, bedeutet ... nichts anderes, als der uralten Versuchung des Menschen nachzugeben, sich selbst zu Gott zu machen» (57). Und: «Ein zweiter Punkt der Gender-Theorie ist, dass sie versucht, den grösstmöglichen Unterschied zwischen Lebewesen zu leugnen: den der Geschlechter» (58).

Weder schreibt «die Gender-Theorie» etwas vor noch suchen sich Menschen sexueller Minderheiten aus, wie sie sind. Diesbezüglich ist zwar anzuerkennen, dass deren Kriminalisierung im Papier angeprangert wird. Aber zu mehr reicht es nicht. LGBTQIA+, also Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung, bleiben «draussen». Ihre Würde ist in der Amtskirche endlich. Rechte haben sie kaum. Ausser wir geben sie unsern queeren Mitmenschen.



Peter Müller-Herger



*«Die Förderung des eigenen Glaubens
wie des Verständnisses für andere Religionen
beginnt im Elternhaus.»*

(Franziska Loretan)

KATHY Nr. 14
Juni 2024

Pastoralraum Horw
Neumattstrasse 3
CH-6048 Horw
www.kathhorw.ch

Gedruckt auf umweltfreundlichem FSC- und
ISO-14001-zertifiziertem Papier.
ECF (elementary chlorine free) gebleicht.
Träger des EU-Ecolabels.